



Die hellen Jahre über dem Atlantik

Frank Trommler

DIE HELLEN JAHRE ÜBER DEM ATLANTIK

Leben zwischen Deutschland und Amerika

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2022 Böhlau, Lindenstraße 14, D-50674 Köln, ein Imprint der Brill-Gruppe (Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)

Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotei, Brill Schöningh, Brill Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau und V&R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Skyline von Downtown Manhattan, New York (USA). Foto, Datum unbekannt (vor 11.09.2001) © ClassicStock/ akg-images/ Camerique

Korrektorat: TextAkzente, Gründau
Einbandgestaltung: Michael Haderer, Wien
Satz: Michael Rauscher, Wien

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-412-52543-9

Für Natalie, Alex, Martina

Inhalt

Einführung	13
1. Eine östliche Kindheit	15
Das waren die Amerikaner	15
Das waren die Russen	19
Klein, aber mächtig	22
Der Weg zur Chefin	25
Die Mutter kämpft um den Besitz	29
Was sind schon Ruinenstädte für einen Jungen?	31
Eine gelbliche Postkarte mit 24 Worten	33
Vatersuche	37
Sich auslöschen	42
2. Meine Offenbachiade	44
Auf Kühe schießen	44
Was heißt hier Erziehung?	47
Erweckungen, halb erwachsen	50
Schreiben lernen, um gedruckt zu werden	54
Volontär bei der <i>Offenbach Post</i>	56
3. Hitlers Erben auf Reisen	61
Dann geh ich eben weg!	61
England: Der Blitz zündet noch	62
Die Begleiter in Griechenland: Partisanen, Fallschirmjäger, Ingenieure	64
Tunesien: Rommel als Begleiter	69
Nassers Triumph und Cheops' Rache	71
Doch kein richtiger Ausbruch	73
Ein Nachspiel für den Erben des Kaisers	76
4. München leuchtete: Ein Gruppenbild	78
Berlin und Wien, kriegsversehrt	78
Politik, aber keine politische Karriere	82
Der Altherrenverein Münchener Dichter, hautnah	85
Germanistik, wie ich sie verstand	88

Platz für die neue Linke, weniger für Alfred Kantorowicz	91
Freundschaften in München	95
Kunischs Doktorprüfung mit Kohlenlieferung	98
Als Piefke auf Österreich-Mission	100
5. Amerika: Nord und Süd	103
Nikolaus Pevsners Architekturkurs mit Toast und Marmelade	103
Zwischen Frankreich und Amerika	106
<i>Civil Rights</i> und schwarzer Glamour	108
Mit Musil und Roth auf Continental Trailways	112
Kein Zeitungsengagement	116
Auf Humboldts Spuren, mit schwierigen Grenzübergängen	118
Che Guevaras Schatten über Bolivien	120
Die staubigen Mühlen der Entwicklungshilfe	123
6. Harvard – ein Intermezzo	126
Amerika modern? Nicht in Boston und Philadelphia	126
Germanistische Weiterbildung mit Jost Hermand	128
Wer denkt schon in Harvard an Revolution!	132
Das <i>Old Boys Network</i> in Aktion	135
7. Eine Weltreise vor der Globalisierung	138
Eine spleenige Idee	138
Goethe-Institute als <i>intellectual clearing houses</i>	140
Durch Breschnews Sowjetunion	144
Vietnam-Krieg: unsichtbar, jedoch überall präsent	149
Der Elefant im Raum: China	153
Japanische Gymnasten und Germanisten	159
Ausklang mit Sonnenfinsternis	163
Eine ältere Welt kurz vor dem Vergehen	165
8. Mit Philadelphia leben – als Aussteiger und Einsteiger	167
Die siebziger Jahre: ein Scharnierjahrzehnt	167
Hans Mayer macht's möglich	169
Auch die Magie des Reisens hilft nicht mehr	172
Transatlantische Distanz: Verlust und Gewinn	173
Im Osten was Neues: Schreiben über DDR-Literatur	175
Linkes Engagement, aber keine rote Fahne	178

9. Es wird ernst mit Amerika	182
Zwei Wege, amerikanische Kultur zu erfahren	182
Das, worüber man hinweggeht	188
Die Tricentennial Conference, akademisches Großereignis, voll und halb gelungen	190
Von Emigranten lernen	197
Wie man zwischen den Kontinenten eine Familie gründet	203
10. Die amerikanische Universität bietet besondere Chancen	207
Auslandsgermanistik ist passé	207
Barbara Herrnstein-Smith und die Mangelserfahrungen des Germanisten	210
Kein exemplarischer Guggenheim Fellow	212
<i>Modernism</i> auf Englisch oder Deutsch?	217
Faszinosum Technik und ihre kulturelle Leuchtkraft	219
Thomas Hughes und ein Eklat am Berliner Wissenschaftskolleg	221
Als Zielscheibe für Feministinnen	224
West Philadelphia: Leben mit Schwarzen	225
Konträre Kriegsvorgänge, hautnah	229
11. German Studies: ein Reformprojekt	233
Eine Blamage und ihre Folgen	233
Die German Studies Association hilft bei der Reform der Germanistik	236
Der Fall der Mauer und die Rettung des deutschen Geistes	242
Noch eine Blamage, aber nicht nur meine	246
Leben mit der German Studies Association	249
12. Der jüdische Anteil an German Studies	252
Die Frage am Ankunftstag in New York	252
Erhellungen durch David Bronsen, Thomas Koebner, Herbert Strauss	253
Deutsche Schuld und innerjüdischer Disput	258
Juden als Mitschöpfer der kulturellen Agenda	261
13. Amerikas Flamingos und der Wechsel der Erzählungen	271
Ein großer Abend in Nashvilles Opryland	271
Vorortidyll dank des Mauerfalls	272
Die Heimsuchung der Fremdsprachen	275
Eine brillante Frauenriege in New York	278

Kafka als Anker für Germanisten	280
»Body Architecture«: Natalies neue Zugnummer	282
Der Schock vor der Londoner Hochzeit	286
Eine späte Ehrung in der sächsischen Heimatstadt	288
14. Der fremde Blick auf deutsche Kultur: The Washington Connection	291
Engagement am American Institute for Contemporary German Studies	291
Deutsch-amerikanische Interaktionen in der Kulturpolitik	296
Intellektuelle Fixpunkte der neunziger Jahre	302
15. Transatlantische Prestigeunternehmungen und zwei Pleiten	309
Der Glanz der hellen Jahre	309
Wissenschaftsprestige braucht Evaluierung	313
Zweimal Glanz und zweimal Pleite in Berlin	317
16. Die Rettung der deutsch-amerikanischen Bibliothek in Philadelphia	322
Heftig angestaubt: ein Dokument deutscher Einwandererkultur	322
Deutsche Stiftungen als Helfer	324
Die letzte öffentliche deutsch-amerikanische Bestandsaufnahme des 20. Jahrhunderts	328
17. Das Ende der Selbstgewissheit	333
Jack Janes und die Suche nach einer neuen Sprache	333
The Americans are from Mars, the Europeans from Venus	335
Schluss mit den Gemeinsamkeiten	337
Zurück zu zwei Sprachen	339
The Many Faces of Germany	341
»Stecken Sie sich das Verdienstkreuz selber an«	344
18. Was heißt und wie geht Retirement?	347
»Don't stop!« Was die Freunde tun	347
Die Vergangenheit holt mich ein, die Kinder nicht	351
Der leere Schreibtisch inspiriert	353
19. Man kann so etwas nicht vorhersehen	357
Wer sagt jetzt die Himmelsrichtung an?	357

Zwei öffentliche Auftritte vor gemischtem Publikum 361

In weiter Ferne so nahe: die Familiengeschichte 365

Personenregister 369

Ortsregister 381

Einführung

Die hellen Jahre über dem Atlantik haben ihre Vorgeschichte in einer entfernten Berglandschaft Deutschlands, in die im Frühling 1945, kurz vor Kriegsende, amerikanische Bombenflugzeuge flogen und ihre Last abladen. Diese Kindheitserinnerung aus dem Erzgebirge gehört erwähnt (und erzählt), gerade weil diese erste intensive Erfahrung mit Amerika nichts mit dem gängigen Muster zu tun hat, nach dem junge Deutsche die Gegenwart Amerikas im Nachkriegsdeutschland erlebten, eine Gegenwart mit Jazz, Filmen und aufmüpfigen Lebensformen. Wenn ich von den hellen Jahren über dem Atlantik spreche, meine ich spätere Jahre, Jahre kultureller und politischer Wechselseitigkeit zwischen Europa und den USA, die von vielen meiner Altersgenossen als Teil ihres Lebens im Pro und Contra gewertet wurden. Amerika warf sein Licht über das Deutschland des Kalten Krieges und der Wiedervereinigung und erzeugte, wie viele nicht müde wurden zu betonen, damit auch gewaltige Schatten.

Hat das etwas mit dem Erzgebirge zu tun? Nur so viel, dass diese Heimatlandschaft zu meiner Lebenserzählung gehört, die in den ersten Jahrzehnten durchaus nicht auf Amerika ausgerichtet war. Bis auf die Besatzungssoldaten im Frankfurter Straßenbild, die Hollywoodfilme und das gelegentliche Hören des AFN, des American Forces Network, ist mir Amerika, wie man sagt, kaum nachdrücklich in die jugendliche Seele gedrungen. Mit anderen Worten: Meine Erzählung über Leben zwischen Deutschland und Amerika ist wohl darin ungewöhnlich, als ich sie nicht der Amerikabegeisterung verdanke, vielmehr Zufällen, Reisen, beruflichen Chancen und erfolgreichen Unternehmungen auf dem Gebiet deutsch-amerikanischer Beziehungen, ohne die kritische Distanz aufzugeben. Der Journalist, der in Deutschland auf keinen Fall Professor werden wollte, ließ sich in Amerika von einem attraktiven Universitätssystem fesseln, das ihm schließlich erlaubte, die Verbundenheit zwischen beiden Ländern intellektuell und organisatorisch zu verfestigen. Diese Verfestigung geschah viele Jahre während der organisatorischen Reformen des akademischen Studiums deutscher Sprache und Kultur, später als Präsident der German Studies Association, schließlich bei den Bemühungen um kulturpolitische Verflechtungen der beiden Länder auf dem einflussreichen Forum des American Institute for Contemporary German Studies in Washington.

Einige der frühen Reisen, darunter auch einer Weltreise, hatten nur bedingt mit Amerika zu tun, führten mich jedoch tiefer in das Denken über das *big pic-*

ture hinein, das ich brauchte, um mit gescheiterten Kollegen zwischen New York, Philadelphia und Washington einigermaßen mithalten zu können. Was nicht heißt, dass Amerikaner, und unter ihnen New Yorker, nicht von einem ausgesprochen provinziellen Geist heimgesucht werden können.

Dank der lange zurückreichenden Großzügigkeit im akademischen Leben der Vereinigten Staaten konnte ich, ohne von den harten Arbeits- und Alltagsherausforderungen des Landes verschlungen zu werden, eine kritische Perspektive entwickeln, die ungefähr in der Mitte über dem Atlantik angesiedelt ist, von wo aus beide Länder gleichermaßen scharfe Konturen erhalten. Wenn man sie sehen will. Und wenn die Umstände dafürsprechen.

Die Umstände aber sind seit dem Terrorangriff auf New York und Washington im Jahr 2001 nicht mehr dieselben wie in den vorhergehenden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Der Schock, der die Amerikaner viel tiefer traf als die Europäer, hat die Entfremdung zwischen den Kontinenten so stark vorangetrieben, dass ich meinen Lebensentwurf überdenken musste. Was ich im Mit- und Gegeneinander der beiden Kulturen erfahren und in mein Leben eingebracht habe, wurde bei dem Temperatursturz zwischen Amerika und Europa in den Hintergrund gedrängt. Das Auseinanderdriften brachte eine andere Sprache hervor, ein anderes Erleben der beiden Länder. Mit den Verwerfungen der transatlantischen Beziehungen, bei denen sich Nähe und Ferne abwechseln, ist das Licht jener hellen Jahre ferngerückt, bleibt jedoch inspirierend.

1. Eine östliche Kindheit

Das waren die Amerikaner

Von den Amerikanern hatte der sechsjährige Junge in dem kleinen erzgebirgischen Städtchen Zwönitz vor Kriegsende schon öfters gehört. Ihre Erwähnung war freundlicher gemeint als die der Russen, viel freundlicher. Aber die Amerikaner waren weit weg, und die Russen rückten immer näher. Plötzlich, im April 1945, kamen Tage, an denen das nicht mehr stimmte. Da warnten die Älteren die Kinder davor, weit hinaus ins Freie zu gehen, denn es waren amerikanische Tiefflieger gesichtet worden, die Leute auf Landstraßen unter Beschuss nahmen. Mitten am Tage sausten sie heran, ganz schnell. Und ganz schnell musste man sich in die Büsche schlagen.

Schließlich stimmte es überhaupt nicht mehr, das mit den Amerikanern.

Es geschah an einem sonnigen Mittag kurz nach der Entwarnung von einem Fliegerangriff. Vom Luftschutzkeller, in dem die Hausbewohner die nahen Einschläge der Bomben voller Angst wahrgenommen hatten, war die Mutter auf den Dachboden hinaufgeeilt, hatte, herunterstolpernd, gerufen, dass die Fabrik getroffen worden sei, und war mit dem Fahrrad losgestürzt. Alles wussten, dass der Vater dort auf Brandwache stand. Alle bangten um ihn. Bei den Fliegerangriffen war er für die im Keller der Villa Versammelten zu einer Art Brandaufseher und Beschützer geworden.

Die Hausbewohner versammelten sich auf dem Hof, die Erwachsenen in verschreckte Gespräche vertieft, die Kinder von der ungewohnten Situation verunsichert. Onkel Heiner, auf zwei Krücken gestützt, und Tante Beate, die sich aus Zwickau zum Haus der Schwester in Zwönitz gerettet hatten, sprachen mit Großmutter Trommler, deren Haus vor wenigen Wochen beim großen Luftangriff auf Dresden abgebrannt war. Dazu gesellten sich Elfriede, die Hausangestellte, Frau Prill, die Frau des Gärtners, mit ihren Kindern, die Flüchtlingsfamilien Rode aus Ostpreußen, die Mutter Reinisch mit drei großen Jungen aus Schlesien, Vater und Mutter Könen mit der lustigen Gerti, die mit den Hahnemanns nach dem großen Bombenangriffen auf Köln evakuiert worden waren, schließlich die besten Spielgefährten der Trommler-Kinder, Giga und Niko Kircheisen, die aus der Großstadt Chemnitz mehr Mut und Unternehmungsgeist mitbrachten, als man in dieser wohlgeordneten, wenngleich mit Flüchtlingen vollgestopften Villa gewohnt war. Selbst die Chem-

nitzer standen eine Zeit lang bedrückt an der Seite ihrer Mutter, die sonst gar nicht zum Schweigen neigte.

Sie waren die ersten, die aus der Runde ausbrachen und die anderen Kinder anstifteten, selbst zum Dachboden hinaufzusteigen, um das Feuer zu sehen. Als letzter stand Frank, der Junge, am Dachfenster, nachdem Klaus und Gisela, die älteren Geschwister, viel zu lange die Sicht versperrt hatten. Über Bäumen und Dächern, knapp neben dem rundgedrehten Kirchturm, kroch die riesige Rauchwolke, ein schwarzer Trichter zum blauen Himmel hinauf, darunter die gelb-roten Flammen. Die Flammen dort, wo der Vater Brandwache hielt.

In diesem April kamen die Bomber am helllichten Tag, nicht wie üblich in der Nacht. Tagsüber waren sie bisher in großer Höhe entlanggebrummt und hatten, jeweils in Formationen von drei und vier nebeneinander, Streifen an den Himmel gezeichnet. Nun kamen die Tiefflieger hinzu und die Ermahnungen der Großen, sich sofort unter Bäumen und Büschen zu verstecken. Als Kind wusste man, wie man sich versteckt. Wichtiger war, was der Bruder auf dem Schulweg zurück von Aue im Dittersdorfer Wald gesehen hatte: dass ein Flugzeug abgestürzt war, abgeschossen, ausgebrannt. Ein ganzes Flugzeug. Das hätte Frank gern gesehen.

Über die Brummer ganz droben in der Höhe hatte der alte Hahnemann gesagt: Das ist der Churchill. Der macht das. Für den Jungen klang schon im Wort Tschörtschill das hässliche Geräusch der Flieger an. Die sah man an vielen Tagen. Die Chemnitzer bestätigten, dass das die Engländer waren. Aber dann berichtigte Herr Könen, dass es alle hören konnten: Die Engländer fliegen meistens nachts. Tagsüber jetzt, das sind die Amerikaner. Herr Könen musste es wissen, er war aus Köln evakuiert.

Als der Junge vom Dachboden herunter in den Hof zu den anderen trat, hörte er es:

Das waren die Amerikaner.

Herr Könen musste es wissen.

Nun war nicht nur der Vater weg, sondern auch die Mutter, die das Haus mit all den Flüchtlingen und Evakuierten übersah. Das brachte alles zum Stillstand. Selbst die Chemnitzer wagten sich nicht so recht an das Indianerspiel heran, das die Kinder im Keller beschlossen hatten. Das Einzige, was man machen konnte, um die Zeit bis zur Rückkehr der Mutter zu füllen war Schaukeln. Es war kein gewöhnliches Schaukeln mit bloßem Hin und Her, es war Schaukeln mit Absprung über die Hecke. Wer nicht weit genug sprang, blieb in den stacheligen Büschen hängen. Das tat sehr weh. Niko schaukelte mit gewaltigem Schwung, sprang mit großem Bogen, die Reinisch-Jungen schafften es auch. Sollte es

Frank ihnen gleich tun? Er hatte es noch nicht gewagt. Klaus, der große Bruder, schaffte es, blieb aber fast hängen. Die Mädchen waren am Haus stehen geblieben, schwatzten. Jetzt gab es kein Entrinnen mehr. Wenn er jetzt schlappmachte, würden sie wieder spotten: Du bist eben noch zu klein. Das ärgerte ihn maßlos. Das hatte er satt. Er hatte willig beim Lehrer Rode aus Ostpreußen oben im Mansardenzimmer Schreiben und Lesen gelernt, bevor er eingeschult würde, weil er es stattdessen, die Älteren zu bitten, ihm vorzulesen. Du bist eben noch zu klein, neckten sie. Das stach noch mehr als eine Landung in der Hecke. Er schaukelte mit großem Schwung, und dann geschah es. Es ging wie von selbst, knapp hinter der Hecke.

Er hoffte auf Lob. Aber da war die Mutter zurückgekommen und alle drängelten sich um sie. Der Vater war am Leben, aber alles andere war schrecklich.

Die ganze Fabrik in Brand? fragte Onkel Heiner.

Du weißt doch, darin ist ein riesiges Schuhlager, und das wird noch lange brennen. Sie haben Phosphorkanister geworfen. Die Fabrikation ist im Betrieb II und III, zum Glück.

Sind Leute umgekommen?

Weiß man noch nicht, einige Häuser brennen. Viel Glas und Scherben auf den Straßen, ich habe es trotzdem geschafft, ohne Panne. Es wird lange dauern, bis Vati zurückkommt.

Der Junge ahnte, dass es mit der Macht des Vaters doch nicht so weit her war, wenn er nicht verhindern konnte, dass der Betrieb I abbrannte. Er hatte sie alle in den Nächten im Keller beschützt. Er wusste, was vorging. Nie wieder würde Frank den Moment vergessen, da ihn der Vater in der Februarnacht, als er nach dem langen Sirenenton der Entwarnung aufwachte, an die Hand nahm, die Kellertreppe hinaufstieg und die Haustür öffnete. Anstatt der dunklen Nacht erblickte der Junge den Himmel so rot, dass er zurückprallte. So rot war der Himmel, dass der Schnee vorm Haus leuchtete, als brenne er auch. Der Junge drückte die Hand des Vaters fester, krallte sich hinein. Oben der brandrote Himmel mitten in der kalten Nacht, unten der rote Schnee. Frank blickte zum Vater hinauf, hörte ihn tonlos sagen:

Das muss Dresden sein.

Nun aber war helllichter Tag, und die Firma brannte lichterloh hier im Ort.

Jemand rief: Es ist doch Führers Geburtstag!

Was war damit gemeint? Hatte das etwas mit den Bomben zu tun?

Den roten Himmel über Dresden habe ich so wenig vergessen wie den Tag, an dem ich zum ersten Mal von der Schaukel mit Schwung über die Hecke sprang, während die Fabrik abbrannte. Für ein Kind sind die großen Momente

der Erwachsenen nicht wichtiger als die eigenen großen Momente. Was da in der Welt passiert, ist etwas, wofür die Erwachsenen da sind. Sie nehmen einen an der Hand und ziehen einen fort, ohne Erklärung. Sie weinen, sie schimpfen, hin und wieder küssen sie einen, als ob man sie retten könnte. Bei den eigenen großen Momenten gilt das nicht. Die entstehen, weil einem bei einem Wagnis das Herz fast zerspringt oder weil man die Mutter, die selten weint, in Tränen ausbrechen sieht, oder weil man aus der festen Welt, in der man sich sicher fühlt, herausgeschleudert wird. Später spricht man davon, wie ahnungslos man als Kind war. Aber ganz so ahnungslos sind Kinder nicht. Ich habe später gesagt bekommen, dass mir nicht in den Kopf wollte, dass der Vater an dem Tag, als der Krieg aufhörte, verkündete: Ich hoffe wir kriegen die Amerikaner, nicht die Russen. Warum sagte er das, wenn kurz zuvor die Amerikaner unsere Firma zerbombt hatten? Das waren doch die Feinde! Und jetzt wollte er die Amerikaner?

Ich hatte an dem schönen Tag im Mai, als der Krieg aufhörte, den schrecklich langgezogenen Sirenenton, der den Feind ankündigte, an der Verladerampe des Betriebes II vernommen und war unter der Rampe in eines der großen Metallrohre gekrochen, die beim kleinsten Antippen mächtig laut dröhnten. Wenn jetzt die Feinde kamen, würden sie mich nicht finden. Auf der Rampe war die Arbeit eingestellt. Da war niemand mehr. Wenn jetzt die Russen einmarschierten, würden sie alle Türen verschlossen finden. Der große Betrieb, dessen Hämmern und Schleifen sonst weit in die Nachbarschaft drang, war still. Man musste aufpassen, dass man nicht in eine Falle geriet. Das geschah beim Indianerspielen immer, wenn alles still war. Plötzlich sprang der Feind auf einen los.

Nach einer Weile wurde es mir in dem großen Rohr zu langweilig. Großen Lärm wollte ich nicht machen. Erst zwei Tage später sah ich einen Jeep mit den fremden Soldaten, einem Neger am Steuer. Das mussten die Amerikaner sein. Sie beachteten die Leute auf der Bahnhofstraße gar nicht, fuhren entlang, in irgendein Gespräch vertieft, seltsame Feinde. Kurz darauf erzählte Frau Reinisch, dass sie Russen gesehen habe. Russen? Ja Russen. Sie kannte sie, hatte sie in Schlesien erlebt. Das waren Russen, in der kackbraunen Uniform und mit einer Knarre über der Schulter. Sie waren auf einem Lastwagen über den Marktplatz gerumpelt.

Es gab sie also doch, die Feinde. Nur dass sie kaum zu sehen waren. Von einem Einmarsch war nichts zu spüren. Der Krieg war aus, und die Feinde fuhren im Ort spazieren, als wäre es Sonntagnachmittag. Warum waren die Amerikaner so viel besser als die Russen? Und wo steckten sie eigentlich? Noch vor wenigen Tagen hatten die Fenster vom Kanonendonner geklirrt. Der Amerikaner steht

bei Hartenstein und Raum, hatte Herr Fleischer erklärt, der Nachbar, der alle wissen ließ, dass er schon mal in England war. Und die Russen?

Als der Vater abends vom Rathaus zurückkehrte, um noch etwas vom Abendbrot zu bekommen, merkte man, wie aufgeregt er war. Irgendetwas musste geschehen sein. Da ging es nicht um die Firma, sondern um einen Ausschuss.

Was ist ein Ausschuss, Vati?

Das verstehst Du noch nicht.

Sind da die Russen und die Amerikaner?

Nein. Lass Dir das von Klaus erklären, ich muss rasch wieder zurück ins Rathaus.

Der Bruder nahm die Gelegenheit wahr zu zeigen, dass er sechs Jahre älter war, eigentlich fast erwachsen. Er erklärte, dass unser Heimatort Zwönitz im Niemandsland lag, zwischen den Russen und den Amerikanern. Niemandsland?

Niemandsland, ohne die Feinde. Jetzt geht es darum, ob die Amerikaner uns besetzen oder die Russen.

Die Amerikaner haben die Bomben geworfen!

Ja, aber sie sind nicht so schlimm wie die Russen.

Was machen denn die Russen?

Das waren die Russen

Ernst Trommler, mein Vater, war 1932 in der Stadtverordnetenversammlung von Zwönitz auf der Bürgerliste gegen die Nationalsozialisten angetreten und hatte auch nach deren Machtübernahme in seiner Firma, der zweitgrößten Kinderschuhfabrik Deutschlands, dafür gesorgt, dass deren Einfluss eingedämmt wurde, soweit das möglich war. Als nach dem 8. Mai 1945, dem Tag der deutschen Kapitulation, politisch Aktive in dem unbesetzten Gebiet zwischen Chemnitz und dem Erzgebirge, zu dem Zwönitz, Aue, Schwarzenberg und Schneeberg gehörten, antifaschistische Ausschüsse gründeten, um Ordnung und Versorgung sicherzustellen, gehörte er in Zwönitz dem ersten Antifa-Ausschuss an, zusammen mit anderen Demokraten der Stadtverordnetenversammlung von 1932. Das währte allerdings nur wenige Tage. Kommunisten nahmen Anstoß daran, dass ein Kapitalist Mitglied dieses Ausschusses war. Der zweite Ausschuss enthielt neben Kommunisten und Sozialdemokraten den Apotheker Joseph Hensgens als einzigen Bürgervertreter, nicht jedoch den Fabrikanten.

Ernst Trommler setzte alle Kraft dafür ein, die Firma trotz der gewaltigen Brandschäden im Betrieb I als Produktionsstätte wieder in Gang zu bringen. Er

tat das in Zusammenarbeit mit seinem Vetter Paul Trommler, dessen Talente mehr der Buchhaltung und inneren Organisation zugutekamen. Der Vetter stieg, als mein Vater als reaktivierter Offizier der Nachrichtentruppe im Zweiten Weltkrieg in Polen, Frankreich und der Sowjetunion eingesetzt war, zum De-facto-Chef des Unternehmens auf. (Mein Vater hatte schon im Ersten Weltkrieg in der Nachrichtentruppe gedient, war aus der Schlacht an der Somme heil herausgekommen.) Mit Ernsts Entlassung aus der Wehrmacht als Major im Sommer 1944 rückte Paul danach wieder in die zweite Position. Onkel Paul war ein ruhiger Mann, der einen prüfend über seine rahmenlosen Brillengläser hinweg anblickte, sich jedoch nicht als Ordnungshüter aufspielte, wenn wir beim Spielen in seinem Garten an der Bahnhofstraße mit seinen drei blondgelockten Töchtern Ellen, Ina und Dagmar die Büsche und Blumenrabatten nicht besonders schonten. Die Töchter waren lieb und wohlgezogen, wie es sich in einem so geordneten Elternhaus gehörte. Diese Spiele mit den Mädchen waren demgemäß nicht allzu wild. Keine Indianer, keine Verfolgungsjagden, der Schaden nicht sehr groß.

Ende Juni 1945 war es mit dem Niemandsland zu Ende. Was Schulmeister Rode aus Ostpreußen und Mutter Reinisch aus Schlesien über die Russen erzählten, stimmte mit den Berichten über plündernde Soldaten überein, die in den Ortschaften des unbesetzten Gebietes Angst und Schrecken verbreiteten. Diese Soldaten gehörten jedoch kaum noch zur kämpfenden Truppe, die beim Vormarsch im Winter zuvor Millionen von Flüchtlingen vor sich her getrieben hatte. Schon bevor eine Infanterieeinheit am 7. Juli 1945 auf dem Zwönitzer Marktplatz mit zahlreichen Panjewagen abprotzte, hatten Sowjetoffiziere Verbindung zur Stadt aufgenommen, um eine Kommandantur zu errichten. Einige sprachen Deutsch, konzentrierten sich auf Verwaltung und die einheimische Industrie.

Die Anstrengungen des Vaters galten der Bemühung, die noch vorhandenen Bestände an Leder vor dem Zugriff der Russen zu retten. Als Beutegut war Leder gut transportierbar und als Material zur Herstellung von Militärstiefeln begehrt. Ernst, dem Wodka nicht bekam, musste mehrere Abende hintereinander unter jovialem Zuprosten und anwachsenden Kopfschmerzen mit den russischen Offizieren verhandeln, konnte nur wenig retten, am wenigsten sich selbst.

An einem heißen Sommertag wurde der Vater, nur mit seinem leichten Sommeranzug bekleidet, verhaftet und in die Festung Hoheneck nahe der Kreisstadt Stollberg eingeliefert. Sie war für ihre eiskalten Kellerräume berüchtigt. Das spornte Mutter Thea zu verzweifelten Anstrengungen an, ihm Pullover und Wolldecke zukommen zu lassen, ein aussichtsloses Unterfangen. Während der drei Wochen, in denen er unter erschreckenden Verhältnissen von Russen ver-



1 Familie Ernst Trommler 1942 (von links Gisela, Ernst, Frank, Klaus, Thea).

hört wurde, befahl die Besatzungsmacht, fünfzig Prozent des Maschinenparks der Firma zu demontieren und in die Sowjetunion zu verfrachten. Als der Vater ohne jede Erklärung der Verhaftung und Freilassung zurückkehrte, stand bereits eine Riesenzahl an frisch genagelten Kisten auf der Verladerampe. Sie gehörten zu dem ersten Teil der Reparationen, die die sowjetische Besatzungsmacht aus ihrer Zone abzog. Die Maschinen würden ohne das entsprechende Fachpersonal nur von geringem Nutzen sein. Wie nachgewiesen wurde, standen sie noch Jahre später, verrostet, auf einem Abstellgleis in der Ukraine.

Ungewöhnlich war weder die Verhaftung des Firmenchefs ohne jede Erklärung noch die Demontage der Hälfte der Maschinen, ohne die der Betrieb nur unter großen Schwierigkeiten – viele Arbeiter mussten entlassen werden – die Produktion wieder aufnehmen konnte. Tausende von Männern wurden im Sommer 1945 von der Besatzungsmacht ohne Angabe von Gründen häufig von der Straße weg verhaftet und in Straflager gebracht, Nazis ebenso wie Nichtnazis, alte wie junge. Diese Aktion, mit der sich die Sowjets eigenmächtig über die von den Alliierten im Potsdamer Abkommen beschlossenen Strafmaßnahmen gegen ehemalige Nazis hinwegsetzten, galt im Kern der Eliminierung der führenden Bürgerschicht von Unternehmern, Juristen, Regierungspräsidenten, Ver-

waltungschefs, all derer, die dem Aufbau einer eigenen sowjethörigen Führungsschicht gefährlich werden konnten, selbst auf Kosten der Tatsache, dass damit ein wichtiger Teil des zum Aufbau notwendigen Leitungspersonals eliminiert wurde.

Der Vater brachte es in der Tat fertig, die Schuhproduktion im Herbst wieder in Gang zu setzen. Seine Stärke lag in der Kombination von gründlichem Fach- und Führungswissen und freundlich ermunterndem Umgang mit Menschen. In den zwanziger Jahren hatte er die führenden Schuhfabriken in Boston besucht und die modernsten Neuerungen für die Massenproduktion bei der Firma Bata in der Tschechoslowakei inspiziert. Die Misere des Jahres 1945 nahm er offenbar als eine Herausforderung an, bei der er fähig war, die Beschäftigten der Firma zum Neuaufbau zu inspirieren. Mit seinem unternehmerischen Geschick hatte er es fertiggebracht, dass die Firma die Weltwirtschaftskrise, nachdem er noch 1929 einen zweiten Fabrikationsbetrieb einweihte, ohne lebensgefährliche Verluste überstand. Nun sah er zwar einen Teil seines Lebenswerks zerstört, vermochte jedoch, einen neuen Anlauf zu nehmen. Das Produkt waren und blieben Kinderschuhe der Marke Trommler, und diese Marke hatte sich einen guten Namen erworben. Ein großes Händlernetz würde sich damit aktivieren lassen.

Klein, aber mächtig

Ein unvergesslicher Moment. Als an einem der sonnigen Frühlingsachmittage Frau Schurath, die im ehemaligen Schlafzimmer einquartiert worden war, in die Küche gestürzt kam und verkündete, sie habe gesehen, dass drei russische Soldaten auf dem Weg zum Haus waren, verbarg die Mutter ihren Schrecken nicht. Ihre Augen fielen auf den Jungen, sie stutzte, packte den Sechsjährigen fest an der Hand. Der Junge spürte das Besondere dieses Augenblicks, erkannte, dass die Mutter, während der Vater in der Firma war, allein mit der für sie gefährlichen Situation zurechtkommen musste und ihn irgendwie brauchte. Was in ihr vorging, wusste er nicht. Er folgte, trippelte neben ihr her zur Haustür, als es schellte, zweimal, dreimal. Die Mutter holte tief Atem, öffnete die Tür und achtete darauf, dass der kleine Junge vor ihr zu stehen kam. Eine Mutter mit einem Kind öffnet die Tür, nicht eine blonde, hübsche, junge Frau. Eine Mutter mit einem lieb aufblickenden Jungen. Der erfasst die Augen des einen Soldaten, der sein Gewehr im Anschlag hält. Der Russe, blond, glattrasiert, runzelt die Stirn, senkt das Gewehr.

Wo ist der Mann?

Nicht hier, hört der Junge die Mutter sagen. Aber es sind viele Leute im Haus. Der Mann kommt wieder.

Die Russen blicken sich an, sprechen miteinander.

Der Junge spürt, wie die ineinander verkrampften Hände heiß und schwitzig werden. Der eine Russe, der mit seinem schwarzen Haarschopf in der Stirn am gefährlichsten aussieht, lässt sich vom Blick des Jungen ablenken.

Frau, sagt der Blonde, Haussuchung!

So schlimm es ist, dass diese Soldaten nun alles durchwühlen werden, so intensiv lässt die Mutter dem Jungen mit Händedruck erkennen, dass die erste Gefahr erst einmal vorüber ist. Was sie darstellt, entgeht ihm. Dem Jungen entgeht nicht, dass die Russen die Schränke öffnen und Schubladen herausziehen, zögern und offenbar mehr vom Küchengeruch angezogen werden als von der Aussicht, Waffen, Kamera oder was immer zu finden. Er hört ihre schweren Stiefel auf dem Parkett widerhallen, folgt ihnen vorsichtig in die Küche, wo Frau Reinisch einen großen Topf auf dem Herd umrührt. Die Linsensuppe riecht verführerisch. Frau Reinisch, deren Augen ganz klein werden, baut sich am Herd auf, die Arme auf die Hüften gestützt, und fixiert durchdringend die jungen Burschen. Sie hat Erfahrung mit dem Iwan, wie sie danach erklärt, tut das einzig Richtige, wischt sich die Hände an der Schürze ab, holt drei Teller und bietet ihnen die duftende Linsensuppe an. Zunächst unschlüssig, lehnen die Drei in ihren kackbraunen Uniformen die Gewehre an die Tischkante, setzen sich an den Küchentisch, löffeln die Suppe und verlangen unmissverständlich, dass ihnen die Frau auch den Rest austeilt. Für ihre drei Jungen bleibt nichts übrig.

Plündernde Soldaten lassen sich in diesem Frühjahr öfters sehen. Frank weiß, was er zu tun hat. Der Ruf der Mutter ist in diesem Moment so anders als sonst, bittend. Er kommt sofort, freiwillig. Er wird gebraucht. Die Mutter nimmt nicht die anderen Kinder. Sie braucht ihn, gerade weil er noch so klein ist. Nicht schlecht.

Sonst hilft ihm das gar nicht. Vor kurzem hätte er deswegen fast Prügel bezogen, die den Größeren zgedacht waren. Da hatte Niko die anderen angestiftet, das kleine Leiterwägelchen vom Bauern unweit vom Haus zum Spielen aus der Scheune zu stibitzen und mit zwei, drei Passagieren herumzufahren. Es geschah unter Jubel und Geschrei, Frank am lautesten. Bis er merkt, dass die anderen plötzlich verschwunden sind und er allein auf dem Wägelchen thront. So schnell kann er nicht herunterklettern, da ist der Bauer schon da. Klar, dass er es nicht war. Er hat nur mitgemacht. Aber der Bauer schimpft, hat einen der Bengel vor sich und droht zu prügeln.

Ich wars nich! Glaubense mir!

Red nicht so dummes Zeuch! Seid Ihr von driehm gekommen, von der Trommler-Villa?

Mich hamse bloß mitgenommen!

Na warte, Euch Lümmel krieg ich noch! Hau ab!

Das Kleinsein hat Vor- und Nachteile. Erst im Nachhinein habe ich voll verstanden, warum ich mich in dieser Zeit ständiger Angst und Bedrohung vergleichsweise frei gefühlt habe. Am wichtigsten war natürlich die fehlende Aufsicht durch die Erwachsenen, verbunden mit den immer neuen Spielen, die sich Kinder einfallen lassen. Der Garten war groß, mit vielen Bäumen, auch Kletterbäumen, wie geschaffen für Indianerkämpfe, dazu ein Schwimmbad. Am Zaun in Richtung Bahnhof fanden wir mehrere Orden, Metallspangen mit Schwert und Handgranate darauf, Kriegsabzeichen, die von deutschen Soldaten auf der Flucht in die Tannen geworfen worden waren. Die lieferten wir nicht ab. Nur die Wehrmachtsuniform, Patronen und zwei Pistolen, die brachten wir zum Rathaus. Ansonsten zählte man als kleiner Junge nicht. Man war ein Nichts, ein kleiner Steppke, höchstens ein Störfaktor. Das verschaffte Gelegenheiten, herumzustrolchen und die Russen aus einer Nähe zu beobachten, die den Erwachsenen verwehrt war. Russen mochten Kinder. Sie ließen uns ganz nahe herankommen, wenn sie ihre Pferde zum Triemer-Schmied zum Beschlagen der Hufe brachten, wartend herumstanden, nichts taten und sogar den abgebrochenen Spazierstock mit Horngriff fingen und uns zurückwarfen. Das war nicht die kämpfende Truppe, der Krieg war aus.

Sogar als die Russen das vom Brand verschonte Firmenkontor im Betrieb I beschlagnahmten, um ihre Kommandantur einzurichten, hatte ich Glück. Das Kontor musste ausgeräumt und im Betrieb II installiert werden. Das verlangte einen mühsamen Umzug des Inventars durch den ganzen Ort, mühsam, da der einsetzbare Lastwagen der Firma als Holzvergaser den steilen Postberg mit den vielen Kisten nur schleifend und singend im Schrittempo bewältigen konnte. Aber das machte mir gar nichts, denn ich durfte im Fahrerhaus beim Meier Rud sitzen und wurde zum offiziellen Beifahrer ernannt. Der Rudi Meier, ein junger Mann, unversehrt aus dem Krieg heimgekehrt, braungebrannt, fremd und doch anziehend nach Schweiß und Zigaretten riechend, was sich mit dem Holzrauch des Vergaserlastwagens mischte, nahm den Sohn des Chefs zu seinem Beifahrer, machte mich mit den Packern auf der Laderampe bekannt, und nannte mich »Mei Kollleche«.

Nur einmal, es war kurz nach Kriegsende, schimpfte mich die Mutter aus. Da war ich nahe an eine seltsame Gruppe von Leuten herangeschlendert, die sich an den Bäumen gegenüber dem Gewächshaus auf die Wiese lagerten und angestrengt zum Haus herüberblickten, entkräftet und still. Unser Grundstück grenzte an den Bahnhof, und in diesen Jahren, da die Züge ständig überfüllt wa-

ren, wenn sie überhaupt fuhren, stahlen sich häufig erschöpfte Fahrgäste durch die offene Pforte unter die Bäume im Garten. Manchmal erbettelten sie sich Wasser oder Brot. Diese Ansammlung von Menschen sah jedoch anders aus, wie ich bei meiner Erkundungstour feststellte. Sie hatten gestreifte Pyjamas an, in abgewetztem gelblichem Grau, sahen völlig abgemagert und müde aus, ohne Koffer. Als ich das der Mutter berichtete und sie die Gruppe gewahrte, verbot sie mir, wieder hinzugehen. Diese Gruppierung von erschöpft dahingelagerten Männern und Frauen wirkte unheimlich. Unverwandt blickten sie zum Haus herüber, bis einer aufstand und mit langsamen Schritten über die Wiese herankam. Die Mutter, in der Waschküche beschäftigt, öffnete die Tür, fuhr den Mann barsch an. Er sprach gebrochen Deutsch, was ich nicht verstand. Aber es war unmissverständlich, was er wollte. Ich weiß nicht mehr, wie viel Brot sie ihm mitgab, dazu zwei Krüge mit Wasser. Ich fürchte, es war viel zu wenig. Nein, ich weiß: Es war viel zu wenig.

Der Weg zur Chefin

Der 30. November 1945 wurde zum schwarzen Tag für uns. Wieder standen drei russische Soldaten mit Gewehren an der Haustür. Sie sprachen im Kommandoton, befahlen sofort, für eine Haussuchung Schränke und Türen zu öffnen. Es war bestimmt die fünfte oder sechste. Diesmal spielte ich keine Rolle, im Gegenteil, die Kinder wurden weggeschickt, die Bewohner sollten in ihren Zimmern bleiben. Jetzt überfiel auch mich Angst. Das waren die Russen, die alle fürchteten. Sie hatten Gewehre umhängen, die Uniformjacken zugeknöpft, die Hände frei, um die Schränke nach doppelten Böden abzuklopfen. Wir sahen durch einen Türspalt, dass sie den Vater beiseitedrängten, als er sich vor die Glasvitrine stellte. Sie befahlen ihm und der Mutter etwas, das wir nicht verstanden. Mutter suchte offenbar die verlangten Sachen zusammen, allerdings ging es nicht um Fotoapparat, Schmuck oder Stiefel, wonach sie sonst suchten, sondern um Wollpullover, Socken, Handschuhe.

Der Schrecken überfiel uns wie ein Hieb: Sie waren dabei, den Vater mitzunehmen. Die Mutter musste ein Köfferchen mit Anzihsachen packen. Wir hörten sie im beschwörenden Ton bitten, wonach sie noch einmal zurückeilte und den Trainingsanzug aus der Schublade zog, die der Vater bei nächtlichem Fliegeralarm hin und wieder im Keller getragen hatte. Wenigstens etwas Warmes zum Anziehen.

Noch einmal der harte Befehlston. Dann herrscht einen Moment lang Stille.